

# Zur amerikanischen Psychologie

Autor(en): **Pietkin, Nicolaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie**

Band (Jahr): **20 (1906)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-761880>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## ZUR AMERIKANISCHEN PSYCHOLOGIE.

VON PFARRER NIKOLAUS PIETKIN.



1. **Psychological Review** edited by *Mark Baldwin* and *Howard C. Warren*. Macmillan and Co. New-York.
2. **The world-view of a scientist: Ernst Haeckel's Philosophy** by Prof. *Frank Thilly*. Reprinted from *Popular Science Monthly*.
3. **Harvard Psychological Studies**, Volume I edited by *Hugo Munsterberg*. The Macmillan Company. New-York.

1. Wir haben im XVII. Bd. dieses Jahrbuchs S. 397—407 die Bedeutung, äußere Einrichtung und allgemeine Orientierung der an erster Stelle genannten psychologischen Rundschau dargelegt, und die uns jetzt vorliegenden Hefte vom Jahre 1902 bis 1904, Februar, geben uns in dieser Beziehung bloß zu einer kleinen Ergänzung Anlaß. Mit dem laufenden Jahrgang ist nämlich die Einrichtung getroffen worden, daß die unter dem alten Titel nach wie vor alle zwei Monate erscheinenden Hefte nur noch größere Originalartikel enthalten, während ein am 15. eines jeden Monats herausgegebenes *Psychological Bulletin*, mit getrenntem Abonnement, kurze Rezensionen und Referate über die der Redaktion zugesandten Werke, kleine Artikel über psychologische Neuigkeiten, Universitätsnachrichten und dergleichen bringt, — ein, wie uns scheint, glücklicher Griff, um, wo es not tut, prompte Bedienung zu sichern, ohne der zu gründlichen wissenschaftlichen Arbeiten notwendigen Muße Abbruch zu tun.

Für Anhänger der thomistischen Philosophie liegt, wie wir früher gesagt haben, der Hauptwert der psychologischen Rundschau in den zu meist ausführlichen Berichten über wissenschaftlich durchgeführte Experimente und Beobachtungen, zu welchen wohl die wenigsten von ihnen Zeit und Gelegenheit haben dürften.

Aus den vorliegenden heben wir beispielsweise einen Artikel von Charles H. Judd, Professor an der Universität Cincinnati hervor: „Übung und deren Wirkungen auf die Empfindung von Illusionen.“

Das Problem wurde untersucht an der Muller-Lyerschen Illusion und zwar durch fortgesetzte Anwendung der bekannten Methode zur quantitativen Bestimmung ihrer Stärke. Die Figur mit den einwärts gezogenen schrägen Linien ward nah am Rande einer Karte gezeichnet, und diese über eine zweite Karte gelegt, auf welcher eine Linie von unbegrenzter Länge an ihrem unbedeckten Ende dieselben schrägen Linien unter gleichem Winkel nach außen gekehrt zeigte. Bei jedem einzelnen Versuche der ersten Serie, wo die Normalfigur rechts zu liegen kam, wurde die zweite Figur mit der überschützten Linie (auf der unteren Karte) der ersteren mit der begrenzten Linie nach dem bloßen Augenschein angepaßt, und ihre also bestimmte Länge auf einem Papierstreifen, zum Zwecke der späteren Messung, genau abgetragen. Prof. Judd unternahm diese Versuche in der Erwartung, daß die Illusion dadurch vermindert

werden würde, sein ungeschulter Genosse aber ohne irgend welchen Hintergedanken, also jedenfalls rein empirisch. Nichtsdestoweniger stimmten die Resultate im allgemeinen überein, und deren Bedeutung mag aus folgenden Angaben ermessen werden.

In den ersten Stadien des Experiments hatten beide Experimentatoren ein vages Gefühl, daß ihre Aufmerksamkeit von den Hauptlinien der Figuren durch die Nebenlinien abgezogen würde; sie versuchten, von letzteren abzusehen, und hatten auch bald die Empfindung, daß es ihnen gelungen sei; die Messungen haben aber ergeben, daß dies nicht der Fall gewesen war und die Illusion sich beinahe in ihrer ganzen ursprünglichen Stärke erhalten hatte. Nachher ließ die bewußte Anstrengung, von den schrägen Linien abzusehen, nach, und es stellte sich bei beiden das Gefühl ein, daß sie die Figur als Ganzes beherrschten, ein Gefühl, das in den späteren Stadien immer deutlicher hervortrat. Unterdessen vollzog sich objektiv, wie die nachherigen Messungen erwiesen, eine trotz mannigfacher Schwankungen und Unregelmäßigkeiten zunehmende Verminderung der Illusion, welche nach ungefähr tausend Versuchen gänzlich verschwand. Es war dies nicht das Resultat einer auf Grund von Urteilen erfolgten indirekten Korrektur, sondern die Linien sahen wirklich anders aus wie im Anfang, und die Beobachter waren unbewußt, lediglich durch Übung, auf ein anderes Niveau der Wahrnehmung gelangt.

Bei den nachfolgenden Experimenten, wo die Normalfigur andere Dimensionen erhielt und der Reihe nach links, oberhalb und unterhalb von der anderen zu liegen kam, stellte sich anfangs die Illusion wieder in ihrer ursprünglichen Stärke ein; bald aber machte sich eine Übertragung der voraufgegangenen Übung geltend, wenn auch in einem Falle für beide Experimentatoren in entgegengesetzter Richtung. Bei der bloßen Umstellung der Normalfigur von rechts nach links übertrug nämlich Prof. Judd, den wohl sein theoretisches Verständnis von vornherein eine Anpassung an die neuen Bedingungen suchen ließ, seine gewonnene Praxis in positiver Weise auf das modifizierte Problem und hatte bald die Illusion überwunden; sein Genosse dagegen, der ganz auf die Empirie angewiesen war, übertrug die seinige in negativer (d. h. unveränderter) Weise und verstärkte damit die Illusion. Und dies erklärte sich wohl daraus, daß letzterer die bei der ersten Serie angenommene Gewohnheit beibehielt, den Blick erst auf den rechten Rand der rechten Figur zu heften, dann von rechts nach links in zwei kurzen Bewegungen über die sich berührenden Figuren gleiten zu lassen und schließlich in einem langen Zuge von dem äußersten linken Ende der linken Figur an den äußersten rechten Rand der rechten zurückzubringen.

Danach definiert Judd die Illusion als einen Fall von konfuser Wahrnehmung ohne völlig entwickelten Modus der Synthese oder, mit Bezugnahme auf die zuletzt konstatierte Erscheinung, als eine Wahrnehmung, bei welcher der Modus der Synthese den gegebenen besonderen Bedingungen nicht angepaßt ist.

Das ist in Kürze der Inhalt des dreizehn Seiten füllenden Berichtes, und wir können daraus ersehen, nicht bloß mit welcher Geduld und Genauigkeit in den psychologischen Laboratorien gearbeitet wird, sondern zugleich, mit welchem Erfolg, wenigstens auf dem Gebiete der Sinnpsychologie.

Der hl. Thomas kennt zwei Gründe des sog. Sinnentruges: Die Alteration des körperlichen Organs und die falsche Interpretation des Sinnbildes (Th. I q. XVII a. 2. *Utrum in sensu sit falsitas*). Dieselben decken alle möglichen Fälle, und die scholastische Psychologie kann

die feststehenden Resultate der modernen Forschung in dieser Richtung sich einfach als eine weitergeführte Spezifikation angliedern. Bei der eben besprochenen Illusion spielt ein Faktor die Hauptrolle, der erst in neuerer Zeit in seiner Bedeutung für die Auffassung der Raumverhältnisse erkannt worden ist, das Innervationsgefühl der Augenbewegungsmuskeln. Nach unserer Empfindung bedeutet die Wahrnehmung der vorwärtsgerichteten Nebenlinien für die betreffenden motorischen Nerven einen Reiz, das Auge bei der Verfolgung der Hauptlinien über deren Endpunkt hinaus zu richten, während die rückwärts gezogenen Seitenlinien in entgegengesetzter Richtung wirken. Wir hätten so in denselben Muskeln (*rectus internus* und *externus*) bei den zwei Figuren einen Unterschied in der Stärke des Innervationsgefühls, ähnlich wie bei der Illusion des Augenmaßes für horizontale und vertikale Abstände, nur daß hier die *musculi obliqui* mit *recti* ins Spiel treten. Aber gerade der Umstand, daß dieselben Nerven, so oft nacheinander, entgegengesetzten Reizen ausgesetzt werden, macht uns den Erfolg des Experiments Judds erklärlich durch die Möglichkeit einer Ausgleichung resp. Paralsierung der Empfindung der unmittelbar aufeinanderfolgenden entgegengesetzten Reize. Doch, wie dem auch sei mit unserer Erklärung, die Annahme eines bestimmenden Einflusses des Innervationsgefühls auf die Auffassung der Größenverhältnisse des Gesichtsbildes zielt nur auf eine genauere Angabe der Quelle der Illusion, und diese gehört auch in die zweite scholastische Kategorie; denn das Innervationsgefühl, inbezug auf sein *objectum proprium* richtig, gibt nur nebenbei Anlaß (*occasio*) zu einem falschen Urteile über ein *sensibile commune*, nämlich die Größe der Linien, und einem solchen kann und soll durch Zuziehung anderer Sinne vorgebeugt werden.

Beachtenswert für die pathologische Psychologie, in welcher die Scholastik ebenfalls weitgehender Ergänzungen bedarf, ist der von G. B. Cutten auf fünfzig Seiten vorgelegte Fall von sogenannter Doppelpersönlichkeit, welcher zudem manches interessante Streiflicht auf das freie Leben an den amerikanischen Universitäten wirft, wo die Studenten nach den vier Jahrgängen als *freshman*, *sophomore*, *junior* und *senior* bezeichnet und erst im letzten Jahre einer eigentlichen Fakultät (*college*) zugeschrieben werden.

Der unter dem Pseudonym John Kinsel vorgeführte Farmersohn bezog um die Mitte der neunziger Jahre die Universität, um sich der Theologie zu widmen, ergriff jedoch später das Lehrfach und wirkt jetzt erfolgreich an einer Präparandenanstalt. Er war erblich belastet mit Alkoholismus, Epilepsie und Star. Sein Augenleiden, eine Verdichtung des mittleren Teiles der Linsen, hatte zur Folge, das er um die Flecken herum zu sehen suchte und dazu, bei vorgebeugtem Kopfe, die Augen nach oben richtete, was nicht nur die Augenmuskeln sehr anstrengte, sondern außerdem eine für die Hypnotisierung günstige Haltung war. Unter solchen Umständen mußte ihn das Studium in ungewöhnlichem Maße angreifen, und dies mag der letzte allgemeine Grund gewesen sein, daß sich im zweiten Studienjahre die anormalen Erscheinungen einstellten.

In der ersten Periode überkamen ihn diese Anfälle von spontaner, d. h. unbeabsichtigter Autohypnotisierung in liegender oder sitzender Stellung, und er verhielt sich gegen Suggestionen rein passiv.

Dann folgte eine Periode von Somnambulismus in der gewöhnlichen Erscheinungsform; mit geschlossenen Augen<sup>1</sup> und automatartigen Bewegungen. Dabei kam es einmal vor, daß er, auf seinem Bette liegend,

<sup>1</sup> Die Augen sind bis auf einen engen Spalt geschlossen.

einem Schachspieler, dessen Spiel er nur aus den Armbewegungen erraten konnte, in einem gegebenen Augenblicke zurief: „Du kannst zwei überspringen“, und, da keiner der Partner den angedeuteten Zug erkannte, mit geschlossenen Augen auf sie zuging und ihnen die betreffenden Figuren auf dem Schachbrett zeigte.

Eines Tages, als ihn sein Stubengenosse hindern wollte, in diesem Zustande auszugehen, geriet er in Zorn und öffnete dabei die Augen. Von da ab nahm sein anormaler Zustand die Gestalt des Vigilambulismus an. An seinem äußeren Verhalten konnte man oft nicht unterscheiden, in welchem Zustande er sich befand; meist wußte er es und sagte, je nachdem, „Ich bin wachend“ oder „Ich bin eingeschlafen“; mitunter wußte er genau, um welche Zeit er in seinen anormalen Zustand gekommen war, und, wenn alle sonstigen Mittel versagten, so konnte dieser dadurch festgestellt werden, daß man den Patienten nach Vorkommnissen bei früheren Anfällen fragte, denn er erinnerte sich wachend derselben nicht. Kinsel entwickelt in der Periode des Vigilambulismus den höchsten Grad von Spontaneität: er konnte, ohne aufzufallen, Gespräche führen, ein aufgegebenes Thema in Knittelversen behandeln, Kontrakte schließen usw. Einmal verdingte er sich in einiger Entfernung vom Colleg zum Schneeschaukeln, kaufte sich dabei eine Schaufel und schied nach vollbrachter Arbeit mit dem Versprechen, am folgenden Tage sich wieder einzustellen, was jedoch unterblieb, da er, wie gewöhnlich unversehens wieder zu sich kam. Öfters hat er im anormalen Zustande mehrere Tage hintereinander seine Schulaufgaben gemacht und dem Klassenunterricht beigewohnt, und da er sich der also gelernten Materien wachend nicht erinnerte, während er in der Hypnose ein gutes Gedächtnis für beide Zustände hatte, so ließ er sich vor einem Examen hypnotisieren, welches er auch gut bestand. Noch ist zu bemerken, daß er in diesem Zustande, gegen alle Gewohnheit, einen gehässigen Charakter offenbarte und auch wohl fremdes Eigentum sich aneignete, was ihn, wenn er es erfuhr, tief betrübte.

Diese Erscheinungen wiederholten sich mit kürzeren und längeren Unterbrechungen drei Jahre hindurch. Kurversuche mittels Hypnotisierung bewirkten nur, daß er zeitweilig durch suggerierte Mittel seine Anfälle aufhalten oder abkürzen konnte. Sonderbarerweise erklärte er in der künstlichen Hypnose, daß sich dieser Zustand von den beiden anderen unterschiede, was ja in der Tat der Fall war, indem die sprudelnde Spontanität seines gewöhnlichen anormalen Zustandes durch Suggestion des Hypnotiseurs eingedämmt war. Heilung erfolgte erst, nachdem durch wiederholte Operationen und passende Brillengläser seinem Augenübel abgeholfen worden war.

In der Würdigung des Falles, dessen Hauptphasen wir eben notdürftig markiert haben, bespricht Cutten kurz einzelne Punkte und verbreitet sich nur über „die hypothetische Entität“, welche gewisse Psychologen mit verschiedenen Namen bezeichnen, wie z. B. Unterschwelliges Selbst, unterbewußtes Selbst, Seele, zweite Persönlichkeit, wahres Ego usw.

Getreu der modernen Methode bleibt er scheu bei den Erscheinungen stehen; die Persönlichkeit, von der er spricht, kann meistens persönliches Sein im thomistischen Sinne, aber ebensogut auch bloß „koordiniertes Selbstbewußtsein“ bedeuten, und er läßt sattsam erkennen, daß ihn keine metaphysischen Rücksichten von der Annahme einer Doppelpersönlichkeit abhalten. Weil er aber auf dem Boden der Tatsache verharret, kommt er auch schließlich nicht in Gegensatz zum Thomismus, sondern gelangt vielmehr in diesem Punkte zu demselben Resultate.

Er nimmt nach Binet an, daß Gedächtnis und Charakter die „Unterscheidungsmerkmale“ der Personen (selves) sind, was wir nur in dem Sinne gelten lassen, daß sie die Persönlichkeit offenbaren, nicht aber, wie Locke und andere behaupten, ausmachen, konstituieren. Abwesenheit des selbstbewußt wiedererkennenden Gedächtnisses, so geht auf Grund von Tatsachen des gewöhnlichen Lebens seine Argumentation, ist nicht zu verwechseln mit Unbewußtsein oder einem verschiedenen Bewußtsein; es ist einfach Amnesie und kommt, mehr oder weniger, bei allen Menschen vor. Eine ununterbrochene, lückenlose Erinnerung an alle Erfahrungen des Lebens ist keinem gegeben und so wenig möglich, daß vielmehr das Wort gilt: „Um sich gut zu erinnern, muß man gut vergessen können.“ Niemand kann angeben, wieviel einer vergessen müßte, um aufzuhören, dieselbe Person zu sein. Man darf nicht einmal auf Doppelpersönlichkeit schließen in dem Falle scheinbar vollständiger Spaltung des Gedächtnisses, wenn nämlich jemand im normalen Zustande des anormalen und in diesem des ersteren sich gar nicht wiedererinnert. Die Erwähnung eines Buches kann eine Gedankenfolge veranlassen, und ein anderer Name eine ganz verschiedene; nur wenn diese sich kreuzen, d. h. wo eine beiden gemeinsame Assoziation sich findet, kann die eine zu der anderen führen. Und so ist es sogar bei tieferen Hypnosen: Experimente haben bewiesen, daß, wenn das Subjekt bei einer Handlung erwacht, die fortgesetzt werden kann, z. B. beim Händewaschen, es sich der hypnotischen Erfahrung erinnert. Auch im obigen Falle also ist es dieselbe Persönlichkeit, welche unter gewissen Stimuli und Assoziationen sich gewisser Ereignisse erinnert, und bei welcher andere Stimuli und Assoziationen auch andere Ereignisse in Erinnerung bringen, nur fehlt es an einem Stimulus oder einer Assoziation, welche die beiden Gedankenläufe miteinander verknüpfte.

Ebensowenig läßt sich die Doppelpersönlichkeit aus der Verschiedenheit von Charakteräußerungen erschließen. Das Geheimnis des persönlichen Charakters liegt überhaupt in der Selbstbeherrschung, welche, wie das Gedächtnis, graduell verschieden ist. Kinsel war in seinem anormalen Zustande denjenigen unangenehm, die ihm in seinem normalen Zustande unsympathisch waren, und daß einige hiervon keine Ahnung hatten, beweist nur, daß er sich da zu beherrschen wußte.

Recht geschickt ist danach die Verwertung des Analogons, das wir von solchen Erscheinungen im Traumleben haben; denn es kommt nicht bloß vor, daß wir mehrere Nächte hintereinander denselben Traum wieder aufgreifen und weiter spinnen, ohne daß er uns im wachen Zustande zum Bewußtsein käme, sondern auch daß wir in unseren Träumen eine Rolle spielen, welche unserem sonstigen Charakter total widerspricht.

Soweit hat Cutten, glauben wir, einen in seinen Grundzügen annehmbaren Erfahrungsbeweis geliefert, daß die durch Dissoziation der Hirnzentren bewirkten psychischen Zustände keine Grundlage für die Annahme einer Doppelpersönlichkeit bieten. Wenn er aber im Anschluß daran die Meinung ausspricht, daß mit dem Gedächtnis und der Selbstbeherrschung auch die Persönlichkeit abnehme und, wengleich mit der Erklärung, daß die äußersten Stadien nur hypothetisch und nicht im wirklichen Leben zu finden sind, eine Skala der Persönlichkeit annimmt, welche von der vollendeten Vollkommenheit bis zur vollständigen Abwesenheit der Persönlichkeit reicht, so verläßt er den festen Boden der Empirie und unterstellt, was nicht bewiesen und leicht zu widerlegen ist, daß nämlich Gedächtnis und Charakter die konstitutiven Merkmale der Persönlichkeit sind.

Erwähnen wir noch kurz, als Beispiel historischer Art, die Abhandlung „The personal sources of Christian Science“ von J. Woodbridge Riley, Professor in Fredericton (Canada), welcher dieses Gemisch von biblischen Lehren, philosophischen Brocken, Wahnvorstellungen und echt amerikanischem Humbug, „das allen anderen Religionen und pathologischen Systemen für physische und ethische Reform“ den Rang ablaufen sollte, sich zum Vorwurf genommen und dessen Quellen findet einerseits in der physisch-psychischen Entwicklung der Mary Baker, mit dem Namen ihres dritten Mannes Mrs. Eddy, andererseits in ihrer Beeinflussung durch die Schächer, Mesmeristen, Homöopathen und, wiewohl sie es leugnet, auch von den Transzendentalisten Neu-Englands (Emerson).

Nicht bloß in solchen eigentlichen Berichten, sondern auch nebenbei in anderen Artikeln bringt die Psychologische Rundschau, ihrer Tendenz entsprechend, ein reiches und, soviel wir sehen konnten, zuverlässiges Tatsachenmaterial, das den Thomisten, schon wegen ihres Prinzips von der geistig-sinnlichen Natur des Menschen, nur willkommen sein kann.

Die theoretischen Erörterungen dagegen stehen durchgehends in einem schroffen Gegensatz zu deren Standpunkt und polemisieren miteinander, wenn auch selten, gegen deren Lehrmeinungen in einem sogar gesucht gehässigen Tone, der wahrlich nicht von philosophischem Geiste zeugt. Dennoch bieten auch diese — selbst abgesehen vom Reize, den neue Gedanken und ernste Geistesarbeit immer haben — für uns ein mehrfaches Interesse, und zwar zunächst durch die stellenweise vorkommende Kritik moderner Ansichten.

So schreibt John Dewey, Professor in Chicago, eine „Erklärung des Geistes der Wilden“, in der sein radikaler Evolutionismus in der phantastischen Äußerung ausklingt: „Wir hätten die (ursprünglich auf unmittelbaren Nahrungserwerb zugerichtete) strukturelle Anpassung des Geistes für die Jagd durch die nachfolgende Entwicklung nicht zerstört, sondern vielmehr deren psycho-physischen konstitutiven Faktoren in einer Weise freigemacht, daß sie brauchbar und von Bedeutung geworden seien für alle Arten von objektiven und idealen Bestrebungen, wie die Jagd auf Wahrheit, Schönheit, Reichtum, Tugend, soziale Wohlfahrt und sogar auf den Himmel und auf Gott.“ Eine solche genetische Psychologie ist uns zu „transzendental“. Wir anerkennen nur eine Evolution, welche sich in accidentellen Modifikationen auswirkt und wahrhaft rückläufige Bewegungen zuläßt. Jedoch auch von diesem Standpunkte aus finden wir die von Dewey dem Artikel zugrunde gelegte Auffassung berechtigt, daß aus der vorwiegenden Beschäftigung einer Menschengruppe, infolge durchgreifender Anpassung an dieselbe, ein auch das Geistesleben bestimmender Typus sich ergebe, und wiewohl wir die auf dieser Grundlage versuchte Rekonstruktion der Psychose der alten Jägervölker Australiens stellenweise für bloßes Blendwerk halten, so zollen wir doch andererseits der an Spencers Charakteristik der Urmenschen geübten Kritik vollen Beifall. Es ist in der Tat ganz unwissenschaftlich, wie dieser es tut (Sociology I 57–87), ohne alle Rücksicht auf den Zusammenhang der Tatsachen in der natürlichen und sozialen Umgebung, einzelne Erscheinungen, welche irgendwo bei Völkerschaften auf niedriger Kulturstufe zutage treten und nur in einer Beziehung einander ähnlich zu sein scheinen, zusammenzuwerfen und daraus die Charakterzüge der Seele des primitiven Menschen ableiten zu wollen. Ein nach dieser Methode entworfenes Charakterbild der Urmenschen ist nicht nur unvollständig, sondern auch falsch und könnte, wenn anderweitige Tatsachen ebenso willkürlich vereinigt würden, leicht in das umgekehrte verwandelt werden.

Ein weiteres Nebeninteresse finden wir an der Art und Weise, wie Ansichten und Methoden, welche einst den scholastischen gegenüber als ein gewaltiger Fortschritt galten, schließlich mit derselben Geringschätzung beiseite geschoben werden, um anderen Platz zu machen, welche ebenfalls den Stempel der Unzulänglichkeit an der Stirn tragen.

Professor Josiah Royce von der Harvard-Universität, wohl der gefeiertste Vertreter des kritischen Idealismus in der Neuen Welt, liefert uns davon ein Beispiel in dem Vortrage, den er als Vorsitzender des amerikanischen psychologischen Vereins auf der Versammlung zu Chicago gehalten, und welcher, ganze 29 Seiten ausfüllend, von ebenso gründlichen wie umfassenden Kenntnissen zeugt.

Er hat sich „die neueren logischen Untersuchungen und deren Bedeutung für die Psychologie“ zum Vorwurf genommen und will die Jünger dieser Wissenschaft veranlassen, „die Naturgeschichte des Denkens“, wie er die Psychologie des Intellekts mit Vorliebe nennt, eifriger und zweckmäßiger zu erforschen.

Über die einschlägigen Leistungen der Berufslogiker, welche die vernachlässigte Psychologie der intellektuellen Akte als grundlegend in den Kreis ihrer Erörterungen gezogen haben, läßt sich sein Humor folgendermaßen aus:

„Einige erklärten, das Urteil sei ein Prozeß reiner Ideenassoziation, worin die Subjektsidee durch Kontiguität die Prädikatsidee in Erinnerung bringe. Nein, sagten andere, es ist vielmehr ein Prozeß der Herbart'schen Apperzeption, in welchem die Prädikatsidee die Subjektsidee sich assimiliert und derart mit sich zusammenschmelzt, daß beide eine einzige Idee werden. Von anderer Seite wurde noch etwas feineres daraus gemacht: ein aktiver Prozeß der Synthese, nicht zu verwechseln mit bloßer Assoziation und passiver Fusion, — ein konstruktiver Prozeß, worin die Idee des Subjekts mit der des Prädikats durch gewisse besondere mentale Bande verknüpft würde. Doch meinten andere, es sei vielmehr ein Prozeß der Analyse, durch welchen ein gegebenes Ganze in Teile zerlegt werde, so daß Subjekt und Prädikat als Produkte dieser Teilung erscheinen. Und weiter hieß es: es sei überhaupt weder das eine noch das andere, weder eine Verbindung noch eine Trennung von Ideen, sondern etwas ganz Verschiedenes — eine Schätzung des objektiven Wertes einer Verknüpfung von Ideen. Dann wurde sogar behauptet: es sei nichts von alledem; es sei ein völlig irreduzierbarer Akt der Annahme oder der Abweisung, sei es einer Idee, sei es eines Komplexes von Ideen . . . Das alles ist nach den Textbüchern das Urteil geworden, ohne daß ein Ende abzusehen wäre, und alle diese Anschauungen sind gelegentlich als psychologische Theorien über den Urteilsprozeß ausgegeben worden, welche man durch innere Beobachtung direkt kontrollieren oder doch aus allgemeineren Lehren über unsere Denkprozesse ableiten könnte.“ In Gegenwart eines solchen Chaos, wie Royce es nennt, erscheint doch wohl der hl. Thomas nicht mehr so rückständig, wenn er das Urteil definiert als die Operation, qua intellectus noster unam rem cum alia componit vel ab alia dividit per esse et non esse (Log. Sum. Tract. VII). Aber unter den Modernen gilt es nun einmal als ausgemacht, daß hinter den naiven Formeln der Scholastik keine tiefe Einsicht zu finden sei, und sie würden wohl insgesamt an der Erweiterung jenes Chaos weiter arbeiten, ohne sich darüber aufzuhalten, wenn nicht ein neuer Weg der Forschung eröffnet worden wäre: die Anwendung der experimentellen Methode auf die intellektuellen Prozesse. Royce gibt ohne weiteres zu, daß die ersten Versuche (von Ribot und Marbe) fehlgeschlagen sind, und weiß auch den Grund dafür



anzugeben: die gestellten Aufgaben (leichte Rechnungsexempel, Übersetzungen, Unterscheidungen, Schätzungen usw.) seien solche gewesen, daß zu deren Lösung kein eigentlicher Denkprozeß, sondern nur ein Reflexakt auf dem Grunde erworbener Fertigkeiten erfordert war, und man dürfe sich nicht wundern, daß einzelne Versuchspersonen auf die Frage, was sie dabei von den in ihrem Geiste sich abwickelnden Vorgängen durch Introspektion wahrgenommen hätten, ein blankes „Nichts“ als Antwort gaben, denn sie hätten den Ausdruck ihrer Erwidern in derselben Weise gewählt wie ein geübter Telegraphist die Worte, die er nach dem Klopfen des Apparats niederschreibt, d. h. eben durch einen Reflexakt, welcher erst zum Bewußtsein kommt, während er ausgeführt wird.

Dagegen schreibt er den logischen Untersuchungen, welche in den letzten vierzig Jahren behufs Revision der Grundprinzipien der Mathematik, der Mechanik und anderer Spezialwissenschaften von Vertretern derselben angestellt worden sind, eine solche Bedeutung zu, daß er deren Entfaltung zu einer neuen Wissenschaft, für die er im Voraus den Namen „komparative Morphologie der Begriffe“ vorschlägt, in nahe Aussicht stellt, und er erblickt insbesondere in der Rolle, welche die Ausbildung exakter Klassifikationen jetzt in der Wissenschaft spielt, einen Fingerzeig für die psychologische Erforschung wirklich lebendiger Denkprozesse und nicht bloß der „Leichen“ von solchen.

Wie er sich die Sache denkt, möge aus folgenden Leitsätzen entnommen werden, welche wir herausnehmen und zusammenfassen.

Zwei Gegenstände, z. B. ein Dreieck und ein Kreis, gehören für uns zwei verschiedenen Klassen an, nicht allein weil wir bemerken, daß sie nach unserer Schätzung an Gestalt verschieden sind, sondern weil wir mit Rücksicht auf unsere geometrische Ausbildung und sogar unsere rein populäre Denk- und Sprachweise geneigt sind, in Gegenwart des einen gewisse Erwidern zu machen, gewisse Akte zu vollziehen, welche wir in Gegenwart des anderen, wenn sie uns suggeriert werden sollten, als ungeeignet, absurd, unwahr unterdrücken, abweisen, hemmen würden. In Gegenwart des Kreises haben wir nicht bloß eine Neigung, mittels gewisser Augenbewegungen dessen Umriß zu verfolgen und Suggestionen von gewissen Namen, Erinnerungen und ästhetischen Eindrücken zu empfangen, sondern wir lassen auch, während wir an Kreise denken, gewisse von den uns suggerierten Motorerwidern bewußterweise zu als geeignete Ausdrücke der Bedeutung des Kreises für uns sowie seine Beziehungen zu unserem sonstigen Leben. Und einige von eben diesen Erwidern, zu welchen wir beim Kreise gleichsam Ja sagen, befinden sich unter denjenigen, zu welchen wir in Gegenwart eines Dreiecks, falls sie uns suggeriert werden, Nein sagen.

Unser üblicher summarischer Ausdruck für das Resultat vieler solcher Zulassungen und Abweisungen ist die Aussage: „Kein Kreis ist ein Dreieck.“ Diese Aussage ist natürlich nicht dieselbe wie die, daß unsere repräsentativen Ideen von Kreis und Dreieck verschiedene Ideen sind. Unsere Idee von einem Franzosen ist ganz anders als die von einem Tanzmeister; dennoch wäre es absurd zu behaupten, daß einer, weil er ein Franzose ist, kein Tanzmeister sein könne. Unser Satz besagt, daß Kreis und Dreieck nicht bloß verschieden sind, sondern zu gegenseitig sich ausschließenden Klassen gehören . . . Der Gegensatz, welcher den Klassifikationen zugrunde liegt, beruht auf Hemmungen und dem Bewußtwerden um dieselben, und deshalb werden wir erst dann die Psychologie der lebendigen Denkprozesse verstehen, wenn wir begreifen: wann, wie weit und unter welchen Bedingungen die Hemmung ein bewußter Prozeß wird.

Nun, auf diesem Wege wird man gewiß ebensowenig, wie auf dem früher betretenen, zum Verständnis der Psychologie des intellektuellen Denkens gelangen. Vergebens suchen wir nach der Lichtquelle, welche uns aufklären soll.

Das „Ja- und Nein-Bewußtsein“ ist in psychologischen Terminus, nach Royce selbst, bloß „der Aspekt unseres mentalen Lebens, welcher unsere Attitüden der Bereitfertigkeit, gewisse Akte zu setzen und andere zu hemmen, begleitet“. Und was haben wir eben über diese Attitüden gehört? Bleiben wir bei dem gewählten Beispiel. Wir stehen vor einem Kreise und einem Dreiecke mit unseren Sinnen, Augenbewegungen, unserer Schätzung der Gestalt, aber auch mit unserer geometrischen Ausbildung, ja, mit unserer populären Denk- und Sprachweise, und es hätte hinzugefügt werden können, auch mit unserer ganzen Erfahrung. Und von allen Seiten drängen sich Suggestionen auf von Namen, Erinnerungen, ästhetischen Eindrücken. Von den suggerierten Motorerwiderungen werden gewisse beim Kreise zugelassen, welche beim Dreieck gehemmt werden, und das Bewußtsein, natürlich als Begleiterscheinung, erkennt in den zugelassenen einen passenden Ausdruck der Bedeutung des Kreises für uns und seiner Beziehungen zu unserem sonstigen Leben. Mit einem kühnen Satze kommen wir dann in das Gebiet der logischen Notwendigkeit: „Unser üblicher summarischer Ausdruck für das Resultat vieler solcher Zulassungen und Abweisungen ist die Aussage: Kein Kreis ist ein Dreieck.“ Diese Auffassung, welche von der angeratenen experimentellen Untersuchung der bewußten Hemmungsprozesse unabhängig ist und eher zu deren Empfehlung beigetragen hat, entspricht, von der sinnlichen Vorstufe der intellektuellen Tätigkeit abgesehen, gar nicht dem Bewußtsein, das wir, wie die gewöhnlichen Sterblichen, von letzterer haben. Der Intellekt sieht nicht darauf, was beispielsweise „der Kreis für uns bedeutet und welche Beziehungen derselbe zu unserem übrigen Leben hat“, sondern was er in sich ist, und dies findet er, indem er von allen individualisierenden Bestimmungen, um so mehr von allen ungehörigen Suggestionen oder Assoziationen absieht. Und ebenso sind Urteile wie „Kein Kreis ist ein Dreieck“ nicht einfach ein summarischer Ausdruck für viele Bejahungen und Verneinungen, sondern der Ausdruck für die, allerdings durch Vergleichung der Begriffe gewonnene, aber nichtsdestoweniger in sich einfache Erkenntnis der Unverträglichkeit der beiden Wesenheiten in einem und demselben Subjekte, eine Unverträglichkeit, welche möglicherweise schon durch ein einziges Wesensmerkmal bedingt sein kann.

Professor Ostwald hat einmal die Naturforscher davor gewarnt, von chemischen Prozessen eine Erklärung zu geben, die mit den Erscheinungen in Widerspruch steht. Es ist gewiß nicht weniger verfehlt, die Funktionen des Intellekts in einer Weise psychologisch zu erklären, welche schließlich dem natürlichen Bewußtsein zuwiderläuft. Zu guter Letzt<sup>1</sup> bringen wir, als ein eigenes Interesse bietend, einige Beispiele von direkter, aber oberflächlicher Kritik scholastischer Anschauungen, welche Professor George Stuart Fullerton von Pennsylvanien in seinen Artikeln „die Welt als Mechanismus“, „die Unzulänglichkeit des Materialismus“ und „das atomische Selbst“ geliefert hat. In dem ersten dieser Artikel bemüht

<sup>1</sup> Letzte, das gute alte deutsche Wort für Dessert, gibt uns den etymologischen Schlüssel zum Verständnis des barocken Ausdrucks „zugerletzt“.

sich der Verfasser, auch ein Vertreter des kritischen Idealismus, den Nachweis zu führen, daß die Auffassung der sichtbaren Welt als Mechanismus bis zu dem Grade, daß sogar die Szene, wo ein Knabe einen Hund in allen möglichen Windungen verfolgt und durch Stockhiebe zum Heulen bringt, lediglich als Resultat successiver Kollokationen der mechanisch bewegten Atome betrachtet wird, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ebensowenig widerlegt wie bewiesen werden könne; in dem zweiten, daß es auf jeden Fall ein Reich des Geistes gebe, da gewisse psychische Erscheinungen, und zwar nicht bloß die Gedanken und Willensakte, sondern auch die Empfindungen (von Farben, Tönen usw.) sich aus der Materie in keiner Weise, weder als Sekretion, noch als Aspekte, noch als Funktionen, erklären lassen; und endlich im dritten, daß das „atomische Selbst“, d. i. die Seele in der gewöhnlichen Auffassung als im Leibe und mit ihm in Wechselwirkung befindliche geistige Substanz an einem inneren Widerspruch leide, insofern sie zugleich als materiell und als immateriell gedacht werde. Und das Facit dieser Trilogie ist: Ob man als tatsächliche Wahrheit annimmt, daß in der sichtbaren Welt nur materielle Faktoren tätig sind, oder daß geistige Faktoren in das Getriebe eingreifen, das ist gleicherweise „Glaube“, „unkritischer naiver Glaube“. „Wer gewohnt ist, die Evidenz abzuwägen, und die Grenzen unseres gegenwärtigen Wissens beachtet, der wird in solchen Fragen nur versuchsweise seine Stellung nehmen und sich stets bereit halten, dieselbe aufzugeben, wenn gute Gründe es verlangen.“ Charakteristisch für die Geistesrichtung Fullertons sind seine Einleitungsworte zum zweiten Artikel: „Für diejenigen, welche vom wissenschaftlichen Geiste durchdrungen sind und klares Denken lieben, muß es ewig ein Gegenstand des Bedauerns bleiben, daß Demokrits Werke zugrunde gegangen sind. Wenn einem im Fluge durch Platos' Empyreum die Schwingen ermattet sind und ihm beim Ringen mit den aristotelischen Begriffen von Materie und Form, bewegender und finaler Ursache alle Gliederfugen schmerzen, dann wendet er sich mit einem Seufzer der Erleichterung den weniger komplizierten und klareren Lehren des alten Materialismus zu.“ Da offenbart sich derselbe Zug, welcher Locke von der Schulphilosophie zum Sensismus führte, und wenn wir Fullertons Idealismus etwas näher betrachten, so werden wir bald sehen, daß seine Kritik überall von derselben Voraussetzung ausgeht, daß nur das faßbar ist für den Denkgeist, was „klar“, d. h. anschaulich, mit derselben Bestimmtheit, wie sinnliche Objekte, vorstellbar ist.

Die Wirkursache im scholastischen Sinne, daß „quidquid est in effectu, debet esse in causa“ (Th. passim) und zwar, wie der Schulausdruck lautet, entweder bloß adäquat (formaliter) oder in höherer, umfassenderer Weise (eminenter) erscheint ihm etwas „Mystisches, Okkultes, Mysteriöses“; er wundert sich, daß ein Mann wie Cartesius noch diese Auffassung hat, und knüpft an dessen Frage: „Woher denn die Wirkung ihre Realität hätte, wenn nicht von ihrer Ursache?“ die Bemerkung, „er scheine sich diese Realität vorzustellen als einen meßbaren Stoff, der von der Ursache auf die Wirkung übergehen könne“. Es wäre verlorene Liebesmühe, darzulegen, wie nach den in der Scholastik geltenden Definitionen der *causa efficiens* (*primum principium mutationis, id incipit motus*) und den zugehörigen ausführlichen Erklärungen jene Ausdrücke weiter nichts besagen, als daß die Ursache (*per se* oder *per accidens*) eine angemessene Kraft (*forma*) besitzt, um die Wirkung hervorzubringen, näherhin, soweit es sich um die Veränderung der bestehenden Welt Dinge handelt, eine in diesen selbst liegende bestimmte Anlage

(Potenz) auszuwirken. Stellen wir lieber Fullertons Erklärung des echt wissenschaftlichen Kausalitätsbegriffs hin.

„Die Behauptung, daß die Wissenschaft nichts mit der Aufweisung der Ursachen und ihrer Wirkungen zu tun habe, nachdem ihre Vertreter Jahrhunderte hindurch darauf das Hauptgewicht gelegt, könne, so meint er, nur verwirrend wirken.“ Man müsse die Termini beibehalten, aber auf Grund einer vollständigen Analyse deren wahren Sinn aus dem populären Begriff entwirren.

Man dürfe nicht die Teilursache für die Totalursache nehmen — die Scholastik wußte das —; bei einem Schießunfall sei der Getroffene ebenso gut Mitursache wie der Schießheld, denn in absentia wird keiner erschossen — die Scholastik unterschied nur genauer zwischen Bedingung und eigentlicher Ursache, schrieb aber auch der ersteren die angemessene ursächliche Bedeutung zu —; Aktivität und Passivität dürfen nicht mit Ursache und Wirkung verwechselt werden — die Übertragung der ersteren Ausdrücke auf leblose Dinge ist auch heute noch statthaft, wenn man sich nur, wie die Scholastik, der Analogie bewußt bleibt — und endlich, was ebenfalls bei allen Scholastikern zu lesen ist — dürfe man nicht die physische Notwendigkeit mit der logischen verwechseln.

David Hume habe das Verdienst, „die mystische Hülle des Kausalbegriffes zerrissen zu haben; er sei jedoch zu weit gegangen, indem er im Kausalnexus nur bloße Antezedentien und bloße Konsequentien erblickte, und es sei nicht angebracht, wie Mach (Populär-wissenschaftliche Vorträge) und Ward (Naturalismus und Agnostizismus) es wollten, die kausale Erklärung der materiellen Welt durch eine bloß beschreibende zu ersetzen.

Wenn es auch wahrscheinlich sei, daß keine einzige Änderung eintritt, wofür das Totalantezedens in nur einem Teile des Systems vorliege, so weise doch die Wissenschaft individuelle Antezedentien nach, auf die individuelle Konsequentien mit einiger Gewißheit folgen, sodaß man ohne Schaden die anderweitigen Einflüsse außer Betracht lassen könne. In diesem Sinne von „notwendigen Antezedentien“ müsse man den Kausalbegriff beibehalten. Aber wohl bemerkt, „die Naturnotwendigkeit ist nur ein anderer Name für die Ordnungsmäßigkeit, welche im System der Dinge gefunden wird“, und wir haben kein Recht, eine solche Erklärung für das Weltganze zu verlangen, „weil dieses eben keiner bedarf“.

Es ist, wie man sieht, der reinste Empirismus, und wir verstehen Fullertons Erklärung: „Es ist nicht Sache der Metaphysiker, zu zeigen, welche Antezedentien „notwendig“ sind. Diese Aufgabe liegt dem Naturforscher ob, und er kann sie ganz vortrefflich erfüllen, ohne jenen mystischen Kausalitätsbegriffen, welche in der Vergangenheit eine unnötige Dunkelheit in das menschliche Denken gebracht haben, auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.“ Die Naturwissenschaft hat, seit ihrer hier gerühmten Emanzipation von der Metaphysik, so viele Irrungen durchgemacht, daß uns das Geständnis nicht schwer fällt: auch die Scholastiker, welche zugleich Physiker und Metaphysiker waren, sind vielfach in der Eruiierung von Ursachen aus den Wirkungen fehlgegangen. Wo das geschehen ist, da hatten sie eben als Physiker eine ungenügende Kenntnis von der Wirkung, oder sie zogen als Logiker unberechtigte Schlüsse daraus. Aber ihre Metaphysik von der Kausalität wird von solchen Fehlgriffen nicht berührt und bleibt unwiderlegt. Gegebenheiten können sich als Wirkungen charakterisieren, ohne daß man empirisch ihre Ursachen kennt. Aus solchen kann man mit Gewißheit die Existenz einer Wirkursache im scholastischen Sinne erschließen, das heißt, einer

Ursache, zu welcher die Wirkung in einem Verhältnis nicht bloß der Ordnung, sondern auch der inneren Abhängigkeit bezüglich ihrer Entstehung steht. Und deshalb kann man auch aus den Eigentümlichkeiten der Wirkung weitere legitime Folgerungen ziehen über das Wesen (essentia) der Ursache, vorausgesetzt daß man die darauf bezüglichen Regeln der Scholastik beachtet. Richtig angewandt, kann die Methode, aus den Wirkungen die Ursachen, soweit es geht, zu eruieren, niemals der empirischen Aufsuchung derselben auf dem ihr zugänglichen Gebiete hinderlich, sondern nur förderlich sein, und wo diese versagt, wie z. B. wenn man zu der Erkenntnis gelangt, daß auch das sichtbare Weltganze den Grund seines Daseins nicht in sich hat, da ist sie das einzige Mittel, um die uns erreichbare Wahrheit mit Gewißheit zu erfassen.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Die Scholastik ist so naiv gewesen, auf das Zeugnis des Selbstbewußtseins hin anzunehmen, daß die geistige Seele im menschlichen Leibe ist, und hat darauf mit dem größten Scharfsinn untersucht, was zur Erklärung dieser Tatsache notwendig angenommen werden müsse. Töricht nennt der hl. Thomas, der doch mit solchen Worten sparsam umgeht, die falsche Imagination — der Ausdruck ist präzise —, die Seele sei im Leibe sicut in loco, wie der Schiffer im Schiffe, oder ad modum puncti (I Dist. VIII, Qu. V, Art. III). Sie hat keine eigene Ausdehnung, und sie ist auch nicht in derselben Weise unteilbar wie ein Punkt. *Punctum quidem est sicut quantitatis terminus; et ideo habet situm determinatum in continuo, ultra quem porrigi non potest. Substantia autem intellectualis est indivisibilis, quasi extra genus quantitatis existens; unde non determinatur ei indivisibile aliquid quantitatis ad tangendum* (II Contra Gentiles Cap. LVI). Es gibt also nur eine Erklärung: *Substantia intellectualis, quamvis sit indivisibilis, potest tangere quantitatem divisibilem, in quantum agit in ipsam* (ib.). Wäre die Seele, so lehrt der hl. Thomas weiter (S. Th. I. q. 76 a. 8 u. De Anim. a. 10.), nur Prinzip der Bewegung, so wäre sie bloß in dem Teile, von dem die Bewegung ausgeht (nach damaliger naturwissenschaftlicher Anschauung im Herzen). Als Substanzialform (oder als Prinzip des Lebens) muß sie *secundum essentiam*, die ja quantitativ unteilbar ist, ganz im ganzen Körper und ganz in jedem seiner Teile sein. *Secundum virtutem* (seu *potestatem vel potentiam*) aber ist sie nicht *per totalitatem* in den einzelnen Teilen, sondern in jedem mit dem Vermögen, das dort sein körperliches Organ findet. Durch ihre intellektiven Fähigkeiten (*intelligere et velle*) überragt sie zwar die Kapazität des Körpers, da diese Vermögen an kein körperliches Organ gebunden sind, und insofern heißt es (De anim. l. c.): *nec etiam tota in toto*; aber in *praesenti conditione* muß auch das Denken im Kopfe stattfinden, weil es nicht ohne *phantasmata* vor sich geht und die Phantasie im Gehirn ihr Organ hat. Diese Erklärung hat unzählige scharfe Geister befriedigt, welche nicht, wie man sagt, dem Meister alles nachsprachen, sondern, bevor sie das taten, sein Raisonement untersuchten und beweiskräftig fanden, und dieselbe macht die Sache wirklich verständlich, d. h. für den Verstand faßlich.

Aber was hier der Verstand auf Gründe hin erfaßt, kann die Imagination sich nicht vorstellen. Das ist in nuce die ganze Kritik Fullertons. Nach ihm gehört wohl die Anschauung, daß der Menscheng Geist im Körper ist, schon nicht mehr zur nackten, d. i. nicht interpretierten Experienz, und in dieser Voraussetzungslosigkeit argumentiert er auf Grund der vom hl. Thomas als töricht bezeichneten Imagination: Was wir alles in einer ausgedehnten Materie seiend denken, denken wir, mehr oder weniger

klar, als etwas Materielles, selbst den mathematischen Punkt. Bei der alten materialistischen Auffassung der Seele, als aus feinen, runden, beweglichen Atomen bestehend, die ein- und ausgehaucht würden oder auch durch eine klaffende Wunde entweichen könnten, da hatte die Gegenwart des Geistes im Körper einen klaren, unzweideutigen Sinn. Nicht so, wenn man den Geist als etwas Immaterielles, Unausgedehntes betrachtet. Urgiert man die Gegenwart im Leibe, so materialisiert sich die Idee des Geistes; urgiert man die Immaterialität des Geistes, so verblaßt und verschwindet die Vorstellung seines Daseins im Körper. Es liegt im Gedanken, daß ein immaterieller Geist im Körper ist, ein innerer Widerspruch, den der gewöhnliche Mann wegen der Unbestimmtheit seiner Begriffe übersieht, den aber die Scholastik mit ihrer Formel *tota simul in toto et tota in qualibet parte* zu einem „schreienden“ gemacht hat; denn „wenn dieses Wortgefüge überhaupt etwas bedeutet, so muß man an ein immaterielles Atom denken, welches, insofern es Atom ist, irgendwo sein kann und doch hinwiederm wegen seiner Immaterialität nirgendwo besonders, sondern vielmehr überall im allgemeinen“. „Die scholastische Ubiquität der Seele ist absurd.“ Natürlich, wenn man in der Befangenheit bleibt, daß der Geist nur in der Weise des quantitativ ausgedehnten oder eines mathematischen Punktes zum räumlich ausgedehnten in Kontakt treten resp. gedacht werden kann.

Womöglich mit noch größerer „Anschaulichkeit“ wird der scholastische Substanzbegriff kritisiert, „der nach dem Gifte, welches Locke ihm gereicht, längst hätte vergehen sollen“, um der wissenschaftlichen Einsicht Raum zu geben, daß die Substanz nicht „ein Schatten“, als geistige Substanz, sogar „der Schatten eines Schattens“ ist, sondern der wirkliche „Inbegriff der Proprietäten“, welcher zwar einzelnen, nicht aber der Totalität derselben gegenübergestellt werden kann. „Man stelle sich ein Nadelkissen vor und denke sich dasselbe aller Eigenschaften erledigt, an welchen wir es gewöhnlich als solches erkennen. Es verschwinde seine Ausdehnung, seine Härte, das Gewicht, die Farbe usw., bis nur noch die Eigentümlichkeit übrig bleibe, die darin gesteckten Nadeln festzuhalten. So gibt uns dies wenigstens eine Andeutung von der Substanz, welche die Philosophie des Mittelalters beschäftigt hat.“

Fullerton hätte keinen treffenderen Vergleich finden können, um seinen antimetaphysischen Standpunkt zu illustrieren und gleichzeitig zu zeigen, daß er die scholastische Philosophie nur nach Locke studiert hat. Wir lassen es hingehen, daß er als Bild der Substanz ein Artefakt vorführt, welches aus vielen künstlich verbundenen und spezifisch verschiedenen Substanzen besteht, und ebenso, daß er zur Veranschaulichung des Wesens der Substanz in *specie atoma* das Festhalten von Nadeln suggeriert, von dem nach Abstraktion von der Ausdehnung keine Rede sein kann; wir verstehen ihn auch so. Aber daß er, gerade wie Locke, die wesentlichste Bestimmung der Substanz außer Betracht läßt, das können wir nicht durchgehen lassen. Die Scholastik hat nie behauptet, daß wir von der Substanz ein comprehensives, vollständiges Verständnis haben, aber was sie von ihr lehrt hat seine guten Gründe und auch Sinn. Wir kommen auf den Begriff Substanz a posteriori, von den Accidentien aus und erkennen so diese zunächst als Substrat. Denn aher zwingt uns die Vernunft weiter zu gehen: Was hier diese Accidentien hält, muß zuvor (wenigstens prius natura) sich selbst halten, in sich subsistieren. Nennen wir daher auch, wie Locke spottet, nach Art der Kinder die Substanz in *specie atoma* ein „etwas“, weil wir sie nicht vollkommen erkennen, so hat dieses Etwas einen präzisen und wohlbegründeten Sinn:

es ist in dem Naturding dasjenige, dem die Accidentien inhärieren, das aber selbst keinem anderen inhäriert, sondern in sich selbst subsistiert. Die Zumutung aber, welche der kritische Idealist insinuiert, die Substanz in specie atoma ohne irgendwelche Accidentien „anschaulich“ zu machen, gleichsam auf dem Präsentierteller vorzulegen, bleibt nicht allzuweit zurück hinter derjenigen des Materialisten Karl Vogt: „Zeige mir die Seele, dann will ich an sie glauben.“

\* \* \*

2. In der Natur der Welt, natürlich mit Ausnahme der katholischen Kreise, betrachtet man allgemein die alte Philosophie als einen endgültig überwundenen Standpunkt, aber durchgehends trübt auch keine Animosität gegen dieselbe den Blick der dortigen Forscher bei der Würdigung der Tagesproduktion der modernen Philosophie, und in diesem Lande des Go-ahead wäre schwer eine korporative Ehrung Haeckels möglich, wie sie in Jungitalien stattgefunden, wo die Turiner Akademie seine „Welt-rätsel“ für das beste in den letzten vier Jahren veröffentlichte Werk erklärte und ihm den Bressa-Preis von 10 000 Lire zugesprochen hat. Einen neuen Beleg finden wir in der Broschüre: „Die Weltanschauung eines Naturforschers oder Ernst Haeckels Philosophie“, Separatabdruck aus der Zeitschrift „Popular science Monthly“ (Sept. 1902).

Wir haben da einen Vortrag, den Frank Thilly, Professor an der Universität von Missouri, auf Anregung des Sage School Philosophical Club an der Cornell-Universität gehalten hat.

In gedrängter Kürze, aber durchaus objektiv und meist mit den eigenen Worten des Jenaer Biologen, entwirft der Redner ein klares und vollständiges Bild von dessen Erkenntnistheorie, Metaphysik, Kosmologie, Psychologie, Ethik und zuletzt — wie sollen wir sagen, denn eine Religionsphilosophie ist es nicht — von dessen Vorschlägen zur Einrichtung eines das Gefühl befriedigenden Kultus der Vernunft mit Göttinnen als Personifikationen der „Ideale“ und, für diejenigen, denen die freie Natur nicht genügt, auch mit schönen Tempeln, wo sie die wahre Trinität des Wahren, Guten und Schönen anbeten und wohl auch über ihr Endziel, — die Vernichtung ihrer Person, in stiller Andacht nachdenken könnten. Nur einen Zug vermissen wir an diesem Bilde: die Andeutung gewisser Praktiken dieses Mannes der Wissenschaft. So hat der bekannte Morphologe His ihm vorgehalten, daß er in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ (I. Aufl. S. 242) zum „Beweise“ der Übereinstimmung des menschlichen Embryos mit denjenigen des Affen und des Hundes einfach dreimal denselben Holzschnitt abgedruckt hat, was an einem zufälligen Plattenfehler sichtbar ist. Und noch kürzlich fragte ihn Dr. Dennert, in der Monatschrift „Glauben und Wissen“ (1904 S. 217) wie er dazu komme, die Fabeleien Saladins über den Ursprung der Evangelien dem deutschen Publikum noch immer als wissenschaftliches Ergebnis vorzulegen, nachdem er in England, wo der wahre Saladin, der Journalist Steward Ross und sein Machwerk „Jehovas gesammelte Werke“ durch eine vernichtende Kritik bekannt geworden sind, den Übersetzer seiner Welträtsel ermächtigt hat, dieselben auszumerzen? Doch auch ohne die Kritik so weit auszudehnen, bloß durch Würdigung des ihm vorliegenden Textes der Hauptschriften des Jenaer Professors, gelangt sein amerikanischer Kollege zu der Überzeugung, daß er von den sieben Welträtseln, welche Du Bois-Reymond aufgestellt, auch nicht ein einziges gelöst hat, und sein abschließendes Urteil lautet: „Wir haben Haeckels Philosophie untersucht und auf ihre Mängel hingewiesen. Sie verstößt gegen die fundamentalen

Erfordernisse einer wissenschaftlichen Hypothese: sie bleibt sich nicht konsequent und erklärt auch nicht die Tatsachen. Ja, sie wimmelt derart von Widersprüchen, daß man den Verfasser der Welträtsel mit Zitationen aus denselben fast aller philosophischen Häresien zeihen und ebenso gegen diese Anklage verteidigen kann. Es ist ein philosophisches Potpourri, ein Flickwerk, aber das gerade ist wohl mit ein Grund gewesen, weshalb daß Buch eine solche Verbreitung gefunden hat: Wer vieles bringt, hat für jeden etwas.“

Die Deutschen sind zwar nach Madame de Staël ein Volk von Philosophen; dennoch dürfte der riesige Absatz der Welträtsel (in den ersten Wochen allein über zehntausend Exemplare) hauptsächlich auf das Konto von solchen Käufern zu setzen sein, denen es weniger um philosophische Meinungen als um eine pikante und — glaubensfeindliche Lektüre zu tun ist. Bezüglich des Vorwurfs der Feigheit und Senilität, den Haeckel seinen Zeitgenossen Wundt, Helmholtz, Virchow, Du Bois-Reymond u. a. an den Kopf wirft, meint Thilly: „eine tiefere Einsicht in die Geheimnisse der Natur und eine genauere Würdigung der Unzulänglichkeit der materialistischen Hypothese könne diese Männer von ihrem Irrtum überzeugt haben“... und die Tatsache, daß er dagegen noch immer dasselbe glaube, sei ihm nicht ein Zeichen, daß dessen ehemaligen Freunde in die zweite Kindheit gefallen sind, sondern daß Haeckel selbst in der ersten geblieben ist, soweit die Philosophie inbetracht kommt“.

\* \* \*

3. Die von Hugo Munsterberg herausgegebenen „Psychologischen Studien der Universität Harvard“ bilden den siebzehnten Ergänzungsband zu der vorhin besprochenen Psychological Review und bedeuten zunächst eine weitere Neuerung in deren Betrieb. Während nämlich früher die Berichte über die im psychologischen Laboratorium vorgenommenen Untersuchungen in dieser und in anderen Zeitschriften zerstreut erschienen und vielfach gar nicht veröffentlicht wurden, sollen sie nunmehr zu zwanglos erscheinenden Bänden vereinigt werden.

Professor Munsterberg, welcher seine Werke bald in deutscher, bald in englischer Sprache herausgibt und beide Sprachen so vollkommen beherrscht, daß man sich fragt, welche eigentlich seine Muttersprache ist, hat die Oberleitung über das Laboratorium. Eine besondere Abteilung mit drei Sälen für vergleichende Psychologie untersteht der besonderen Leitung des Professors Yerkes, und hier werden Experimente mit Tieren ohne Vivisektion gemacht.

In der Einleitung zu dem vorliegenden stattlichen Bande (654 S.), welcher von dem regen Eifer der Zöglinge wie der Lehrer an dieser Anstalt Zeugnis gibt, weist der Herausgeber auf ein Interesse hin, welches dieser Sammlung sonst sehr verschiedener Arbeiten eine gewisse innere Einheit verleiht. Wie er in seinen „Grundzügen der Psychologie“ dargestellt, geht er darauf aus, die beiden Haupttheorien der modernen Psychologie, die Assoziations- und die Apperzeptionstheorie, welche im Gegensatz zueinander beide ihre Mängel haben, zu einer neuen Theorie zu kombinieren, welche er Aktionstheorie nennt, weil nach derselben der Zentralprozeß nicht nur von der sensorischen, sondern auch von der motorischen Erregung abhängig erscheint. Deshalb hat er, natürlich unter Berücksichtigung der besonderen Interessen der Studenten, die experimentell zu untersuchenden Probleme so ausgewählt, daß sie zugleich eine gründlichere Erforschung der Rolle der zentrifugalen Prozesse im geistigen Leben mit sich bringen.



Des weiteren erklärt er, daß er für die genaue Darstellung der unter seiner Aufsicht gemachten Experimente, bei welchen graduierte Studenten abwechselnd die Rolle des Experimentators und der Versuchsperson übernehmen, einsteht, für die in den vorgelegten Arbeiten entwickelten theoretischen Ansichten aber keine Verantwortung trägt; denn wenn er auch an den bei der Untersuchung sich ergebenden Diskussionen teilgenommen, so habe er doch den Studenten volle Freiheit gelassen, ihre Anschauungen und Konklusionen auch dann in ihrer Arbeit geltend zu machen, wenn sie den seinigen widersprachen. Das ist echte akademische Freiheit, und wir bedauern, daß sie, nach Klagen, die wir noch kürzlich gehört haben, in Deutschland nicht von allen Professoren ebensogut gewahrt wird.

Die vorgelegten Studien beziehen sich auf die verschiedensten Gebiete der Psychologie. Wir finden:

a) zum Kapitel der Wahrnehmung: Untersuchungen über Augenbewegung und Zentral-Anästhesie, — Illusionen des Tastsinnes, — Schätzung der durch Tastempfindungen abgegrenzten Zeit, — Wahrnehmung der Zahl (von Gegenständen) durch den Tastsinn — den subjektiven Horizont und die Illusion der Auflösungsstreifen am Farben-Rad;

b) zum Kapitel des Gedächtnisses: Untersuchungen über die Erinnerung an Worte, Gegenstände und Bewegungen, — die wechselseitige Hemmung der Gedächtnisbilder und die Beherrschung des Gedächtnisbildes;

c) zum Kapitel der ästhetischen Prozesse: Untersuchungen über den Bau einfacher Formen des Rhythmus, — Rhythmus und Reim, — Symmetrie und über die Ästhetik der ungleichen Teilung;

d) aus dem Gebiete der Animalen Psychologie: eine Untersuchung über die Bildung der Gewohnheit beim Krebse und eine über Instinkte, Gewohnheiten und Reaktionen des Frosches.

Den Schluß bildet eine theoretische Untersuchung des Herausgebers über die Stellung der Psychologie unter den Geisteswissenschaften mit einer vom Lebensbegriff ausgehenden Klassifikation sämtlicher Wissenschaften, sowohl der theoretischen wie der praktischen.

Von der letzten abgesehen, erheben diese Untersuchungen auf allseitige und zumal abschließende Vollständigkeit keinen Anspruch; sie begnügen sich — so weitläufig sie auch geworden sind — mit Teilresultaten, welche auf das Problem neues Licht werfen. Sie zeichnen sich aus durch die Berücksichtigung der einfachen Vorarbeiten, welche mit Fleiß aus deutschen, französischen und englischen Büchern und Zeitschriften zusammengesucht worden sind, durch die Ingeniosität der Experimente und die Genauigkeit der Beobachtungen, sowie durch die zur Vermeidung von unberechtigten Folgerungen angewandte Vorsicht. Alle erscheinen uns beachtenswert, zumeist jedoch diejenigen aus dem Gebiete der Ästhetik, und unter diesen gebührt wohl die Palme der „Studie über Symmetrie von Ethel D. Puffer.“

Ein knappes Resumé der Arbeit genügt, um deren Vorzüge anzuzeigen und zugleich die von Munsterberg betonte Bedeutung der motorischen Erregung verständlicher zu machen.

An der Spitze steht die Hypothese in scharfem Umriß.

„Das Problem vom ästhetischen Wohlgefallen an symmetrischen Formen läßt sich leicht mit der bekannten Theorie der sympatischen Reproduktion in Zusammenhang bringen. Besteht einmal eine instinktive Tendenz, visuelle Formen durch Motorimpulse nachzuahmen, dann müssen doch wohl die durch symmetrische Formen suggerierten Impulse in besonderer Harmonie zu dem Energiensystem unseres bilateralen Organismus

stehen, und diese Harmonie dürfte die Grundlage für jenes Wohlgefallen sein.“ Dies kann jedoch nur unter der Bedingung gelten, daß auch in scheinbar asymmetrischen Darstellungen, welche dasselbe Wohlgefallen erregen, eine verborgene Symmetrie besteht in dem Sinne, daß alle Elemente der bildlichen Darstellung zusammenwirken, um eben jenen bilateralen Typus von Motorimpulsen hervorzubringen, welcher für die geometrische Symmetrie angenommen wird.

In dieser Hypothese, das sei von vornherein gesagt, finden wir nicht das geringste, was vom Standpunkte des Thomismus zu beanstanden wäre, im Gegenteil. Der hl. Thomas erkennt das sinnlich Schöne ausdrücklich an: *Alia est enim pulchritudo spiritus et alia corporis. Sic hominem pulchrum dicimus propter decentem proportionem membrorum in quantitate et situ . . .* (Com. in libr. Diony. De div. nom. c. IV. l. 5). Und darauf bezieht sich zunächst seine bekannte Definition, deren Zusatz hier prägnant ist: *Pulchra enim dicuntur, quae visu placent: unde pulchrum in debita proportione consistit; quia sensus delectatur in rebus debite proportionatis, sicut in sibi similibus* (S. Th. I. q. 5 a. 4 ad 1). Er hat die Elemente des sinnlich Schönen, auf die das ästhetische Wohlgefallen geht, nicht gesondert betrachtet, aber die Erklärung, welche hier für das Wohlgefallen an dem isolierten Symmetrieelement vorgeschlagen wird, steht, meinen wir, im schönsten Einklang mit seiner allgemeinen Anschauung.

Dr. Puffer hebt dieses Element heraus und gewinnt eine sichere Grundlage für seine Untersuchung, indem er beweist, daß das ästhetische Wohlgefallen an symmetrischen Formen wirklich ein unmittelbares und ursprüngliches ist. Seine Begründung fußt auf den bekannten Kunstprodukten der Primitiven, d. i., der wilden und halbwilden Völker, wo die symmetrischen Formen sich nur zum Teile aus nicht-ästhetischen Rücksichten erklären lassen und besonders in zwei Fällen eine solche Erklärung ganz ausschließen: bei der Anbringung einer symmetrischen Ornamentik an Gegenständen, deren Gestalt sich schlecht dazu eignet, und bei der Verunstaltung des Bildes natürlicher Modelle aus Vorliebe für Symmetrie.

Den Hauptteil der Studie bildet die Erforschung der verborgenen Symmetrie in scheinbar asymmetrischen Formen durch Experimente und durch Analyse von Kunstwerken der Malerei.

Daß es etwas wie verborgene Symmetrie geben muß, war längst bekannt; dieselbe ist auch schon untersucht worden, und Dr. Puffer steht wohl auf den Schultern des Dr. Pierce, aber er hat seine Untersuchung nach eine besseren, oder vielmehr nach einer vervollkommneten Methode angestellt und viel weiter ausgedehnt als dieser.

Um geeignete Winke für die anzustellenden Experimente zu gewinnen, untersucht er zunächst verschiedene Darstellungen der Madonna mit dem Christkinde auf dem Throne, ein Motiv, bei welchem die Symmetrie im gewöhnlichen Sinne entschieden zur Erscheinung kommt, und er bringt die dabei auffallenden Abweichungen von der streng symmetrischen Anordnung auf der einen Seite der Mittellinie mit ebensolchen auf der anderen Seite in Verbindung. An dem Bilde Martin Schoengauers findet er rechts das Interesse erweckende Christkind, links die lange Fluchtlinie des Haares Mariens; an dem Bilde von Titian rechts die Hauptmasse der Figuren, links einen langen Faltenwurf vom Saume des Kleides Mariens und eine Tiefenperspektive; am Raffaelschen Bilde endlich Maria nach links gewandt, das Christkind auf ihrem Schoße mit dem Kopfe auch zur Linken der Zentrallinie, aber rechts blickend und

sich nach dieser Richtung zu bewegen suchend; also auf der einen Seite inneres Interesse, auf der anderen Linienrichtung und Suggestion von Bewegung.

Dennoch scheinen gewisse Grundlelemente bei asymmetrischer Anordnung sich kompensieren zu können, und die experimentelle Untersuchung geht darauf aus, dieselben zu isolieren und sodann die relative Entfernung zu bestimmen, in der sie von der Mittellinie der Bildfläche stehen müssen, um sich tatsächlich zu kompensieren, d. h. um in ihrer Gegenüberstellung das ästhetische Gefühl zu befriedigen. Die Experimente bestanden darin, daß auf einer schwarzen Fläche in Form eines liegenden Rechtecks von 600 mm Länge und 400 mm Höhe auf der einen Seite der durch einen weißen seidenen Faden bezeichneten Mittellinie eine Grundform befestigt und sodann das ungleiche Gegenstück, nach dem Gefühl, auf der anderen Seite angebracht wurde, worauf die Messung der Abstände stattfand.

Das Ergebnis war, daß man im allgemeinen die gefällige Anordnung von isolierten Elementen mit der für die mechanische Wage geltenden Formel zum Ausdruck bringen kann: das am kürzeren Arme der (Schnell-) Wage angebrachte schwere Gewicht wird durch ein leichteres aufgewogen, wenn dieses nur am längeren Arme in angemessener Entfernung vom Unterstützungspunkte angebracht wird. Man kam auf dieses Prinzip durch die Gegenüberstellung zweier Linien, deren relativen Wert man kannte; denn es fand sich, daß ihre relativen Entfernungen von der Zentrallinie dem Verhältnis der Arme einer Wage entsprachen. Und nun wurde metaphorisch von dem Werte der bei der verborgenen Symmetrie inbetracht kommenden Elemente als von deren „Gewicht“ gesprochen, zu dem die Entfernung von der Mittellinie im richtigen Verhältnis stehen muß. Als schwer gilt eine lange Linie bezüglich einer kurzen, eine breite bezüglich der schmalen, wenn auch ebenso langen; eine größere Fläche bezüglich einer kleineren, eine gefüllte Fläche bezüglich der gleich großen, aber leeren; die hellen Farben bezüglich der dunklen; eine angedeutete Bewegung von der Zentrallinie ab bezüglich auf die Bewegung der Mitte zu; ebenso gelten als schwere Elemente das Interesse, d. h. die einem Gegenstande inhärierende Bedeutung, wie die Wichtigkeit einer Person, Gesichtsschönheit oder die Ornamentik eines Möbelstückes, und die Tiefenperspektiven.

Bei den Experimenten stellten sich zweierlei Ausnahmen ein, von denen die erste accidentell ist. Einige wenige Versuchspersonen nämlich hielten es mitunter für die beste Lösung des Problems, das zweite Element neben dem fixen und auf derselben Seite der Zentrallinie anzubringen. Dr. Puffers Erklärung ist durchaus annehmbar: die betreffenden scheinen die unbesetzt gebliebene schwarze Flächenhälfte nicht als „leer“, sondern als „tief“, als Perspektive in die Ferne empfunden zu haben, so daß sie auf der anderen Seite eine genügende Füllung vermißten.

Häufiger und wahrscheinlich objektiven Charakters war der zweite Ausnahmefall. Wenn das „schwere“ Element so weit von der Zentrallinie abstand, daß nach dem Hebelprinzip das „leichte“ noch an den äußeren Rand hätte kommen sollen, so daß in der Mitte eine übergroße leere Fläche geblieben wäre, so wurde, entgegen jenem Prinzip, das „leichte“ näher an die Zentrallinie verlegt. Der Verfasser will aus späteren Experimenten entnommen haben, daß in diesem Falle das „leichte“ Element durch seine Zentralstellung die Fähigkeit erhält, den es umgebenden Raum zu beleben, so daß das Gleichgewichtsprinzip nur in einer anderen Form zur Geltung käme.

Wie dem auch sei, er findet in der Analyse des „Klassischen Bilderschatzes von F. Bruckmann-München“, aus dem er zirka tausend Bilder nach dem Charakter gruppiert vorführt, seine allgemeine Hypothese bestätigt, deren Deutung zu geben uns noch erübrigt. „Eine Metapher, so konsequent sie auch durchgeführt wird, erklärt nichts“, und „niemand wird behaupten, daß die visuelle Vorstellung einer langen Linie mehr wiegt als die einer kurzen“. Das Gewicht bedeutet hier weiter nichts als der von den verschiedenen Elementen veranlaßte Aufwand von Aufmerksamkeit auf seiten des Zuschauers. „Ein großer Gegenstand und ein interessanter Gegenstand sind aus demselben Grunde „schwer“, weil sie die Aufmerksamkeit anziehen; eine tiefe Perspektive, weil das Auge in ihr ruht; weshalb, das ist eine andere Frage. Und Aufwand von Anstrengung ist auch Aufwand von Aufmerksamkeit; so wird ein Objekt an der Grenze des Gesichtsfeldes, weil es eines langen streifenden Blickes bedarf, um es zu erfassen, als „schwer“ empfunden . . . Aufwand von Aufmerksamkeit ist aber in physiologischen Terminis nur das Maß der Motorimpulse, welche auf den Gegenstand der Aufmerksamkeit hingewandt werden.“ Ein letzter Abschnitt unter dem Titel „Prinzipien der Komposition“ behandelt unter demselben physiologisch-psychologischen Gesichtspunkte das Requisit der Einheit, die Einigung der Motorerweiterungen, und es wird dabei insbesondere durch eine natürliche Interpretation von Kunstwerken gezeigt, daß der Grundriß, der alle Elemente zusammenhält, nicht bloß mit dem Gegenstande und dem Zwecke der Bilder variiert, sondern auch damit in einem innigen Zusammenhang steht, ja, eigentlich den Grundcharakter der Bilder bestimmt. So ist der Pyramidaltypus charakteristisch für kontemplative Bilder; der Diagonaltypus für Darstellungen von Handlungen und, wenn eine Fernsicht hinzukommt, speziell für Bilder im „großen Stil“, der Tragödie vergleichbar, wo das Extrem der Bewegung sich verbindet, usw. Das alles wird nach derselben Methode mit physiologisch-psychologischen Gründen und Tatsachen aus der Kunstgeschichte erhärtet.

Mit dieser Abhandlung, welche mehr als sechzig Oktavseiten füllt, hat der Verfasser seine Hypothese sehr wahrscheinlich gemacht, und man kann nur wünschen, daß er, nach dem in der Einleitung entworfenen Plane, eine erschöpfende Darlegung der Ästhetik der Symmetrie in Buchform folgen lasse.



## LITERARISCHE BESPRECHUNGEN.

1. **Aristoteles' Metaphysik.** Übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. theol. *Eug. Rolfes*. Erste Hälfte. Buch I bis VIII. (Philos. Biblioth. Bd. 2.) Leipzig 1904. Buch VIII—XIV. Zweite Hälfte. Ebd. 1904. (Phil. Bibl. Bd. 3.)

Als ein erfreuliches Zeichen ist die Aufnahme einer neuen Übersetzung der aristotelischen Metaphysik aus der Feder des bewährten Aristotelesforschers Dr. Eug. Rolfes in die Dürsche „Philosophische Bibliothek“ zu begrüßen. Nachdem bereits Brentano die Mißverständnisse aufgezeigt, denen die neueren Erklärer des Stagiriten in der Darstellung seiner